

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 17.

Vierter Jahrgang.

28. April 1860.

Unerforscht.

Dem Karfunkel gleich im Schacht
Ist ein großer Schmerz,
Jenen birgt die tiefe Nacht,
Diesen birgt das Herz.

Wo der Erste Funken sprüht,
Gibt kein Mal dir kund,
Wo der Zweite wütht und glüht,
Das vertraut kein Mund.

Blumen blüth'n ob dem Gestein
Das den Ersten deckt,
So auch manch' ein auß'rer Schein
Dir den Schmerz versteckt.

Jede Quelle wird verschleudt
Von des Ersten Blick,
Nimmer wird das Auge feucht
Wo des Zweiten Sig.

Bald zu Tag durch Hammerstreich
Kommt Metall und Erz,
Bergtief, dem Karfunkel gleich,
Bleibt ein großer Schmerz.

J. H. Vogl.

Zur „Lenore.“

Jeremias Otto, der Kapellmeister an der königlichen Opernbühne, war heute in Mienen und Worten plötzlich ein Anderer geworden. Sonst ein Mensch voll ernster Munterkeit, gleich er jetzt einem grübelnden Mystiker des Mittelalters. Das lange, von einem grauen Lichtschimmer gestreifte Haar, das er, gewöhnlich bloß das Haupt schüttelnd, aus dem Gesicht warf, durchfuhr er heute fort und fort mit seinen Fingern, und das bligende Auge, das in der Regel wie ein hüpfender Vogel von Gegenstand zu Gegenstand hastig wanderte, ruhte heute in fürchterlicher Beständigkeit dauernd auf jedem Ding, das er betrachtete. „Wann hab' ich je früher mit meinem Weib im Geist mich beschäftigt?“ murmelte Jeremias still und bedenklich vor sich hin; „man soll, wenn alles in Frieden steht, ebenso wenig fühlen, daß man ein Weib besitzt, wie der Gesunde sich des Besitzes von Fuß oder Hand bewußt ist!“ Die Magd meldete ihm eben einen Besuch, den er, ohne auf den Namen zu achten, heftig ab-

wies und auf ein ander Mal beschied; dem Theaterdiener, der einige Zeit nachher bei ihm vorkam, begegnete er nicht minder unhöflich, und bloß sein siebenjähriges Mädchen, das, der Hausordnung gemäß, den Nachmittagskaffee dem Vater hereinbrachte, litt nicht unter der Wuth seiner, wie es den Anschein hatte, tiefen Bedrängniß. Er nahm das Kind auf seine Knie, frug es, ob es die Lektion auf dem Piano gelernt habe, und küßte es oft — wiewohl mit kalten Lippen — auf den Hinterkopf. „Darf ich mit, darf ich mit ins Theater?“ posterte das Kind, fest den Vater umschlingend. „Wenn Dich die Mutter mitnehmen will,“ erwiderte er, „so wirst Du gehen.“ Pfeilschnell rannte die Kleine nach dieser Antwort aus dem Arbeitszimmer des Vaters, mit der Feinfühligkeit der Kinder in solchen Dingen augenblicklich entdeckend, daß sonst jegliche Erlaubniß von ihm allein und nie von der Mutter ausgegangen sei. „Der Vater hat gesagt, wenn Du's erlaubst, ja Du, so kann ich mit ins Theater!“ rief das glückliche Kind der Mutter entgegen, die hoch und edel, den Blick seitwärts auf die Straße gewandt, im Fenster lehnte und an einem Linnen nähte, das wie ein weißes, griechisches Gewand vor ihr niedersaß und am Boden aufgebauscht lag. Die Mutter sah auf, sprach Nichts und das Kind lief in die Küche hinaus, und der Ruf, daß es ins Theater gehe, klang wie ein ermattetes fernes Echo in die Zimmer herüber.

„Ob der Arme ahnt, was in mir vorgeht!“ seufzte das Weib und ließ das Ende des Linnens, welches sie gehalten hatte, herabfallen. „Daß auch so etwas auf der Erde möglich ist!“ Sie weinte bitterlich. „Dies Weücht weicht nicht von mir.“ — Mit großen Schritten wandelte sie nun in ihrer Stube auf und ab und wühlte sich in den Gedanken ihrer ungeheueren Schuld hinein. Doch je mehr sie solches that, desto geringer wurde diese, das Herz machte ihr Vorwürfe und das Gewissen glich dieselben in dämonischer Verlehrung der innern Ordnung wieder aus. Sie besud sich mit Sünden, die sie nicht verübte, und entfernte, sich selbst unheimlich belügend, jeden eigentlichen Fehl. Sie ließ dem Gatten, den sie bis dahin abgöttisch liebte und verehrte, nur dort Gerechtigkeit widerfahren, wo es sein ärgster Feind mußte, und all' die wunderbaren Lichter, die sie allein kannte, die von ihr allein erblickt wurden, löschte sie ängstlich aus, wie der Verbrecher eine Kammer verfinstert, in der er frevelte. Sie konnte es endlich, mit ihren

eigenen Vorstellungen beschäftigt, nicht länger so ertragen und ging langsam zu ihrem Mann hinüber. Er lag, ein Buch in den Händen, auf dem Sopha und athmete schwer, wie er sein Weib erblickte. Sie setzte sich ihm zu Häupten hin, wollte seinen Kopf streicheln, doch ihre Finger glitten, wie mit Gewalt zurückgezogen, auf das gestickte Kissen hin, worauf er ruhte und dieß zerzupfte sie in fieberhafter Bewußtlosigkeit.

„Ich habe der Magd eben gekündigt,“ sagte Jeremias tonlos, ohne seine Frau dabei anzuschauen. Diese erwiderte Nichts, so betroffen sie über die Rede auch sein mußte und so sehr sie darüber erschrock. — „Du möchtest sie ja nie —“ hub das mitleidwürdige Weib nach einer folternden Pause an. Diese Antwort bewog den Mann, seinen Kopf zu wenden und die Frau mit einem Blick, der entzifferte und nicht ausholte, anzusehen. „Ich mochte die Dirne früher recht wohl, Eleonore,“ fuhr er fort, „aber seit gestern Abends glaube ich das Lügen an ihr bemerkt zu haben.“ — „Lügt sie?“ stammelte Eleonore. — „Nein,“ erwiderte Jeremias, „sie lügt nicht — aber sie log!“ — Eleonore stand auf, wischte mit ihrem zerknitterten Taschentuch die Glastafeln ab, die vor die Bilder der erlauchten Musiker, welche eingerahmt von den Wänden blühten, gelegt waren, nahte sich dann dem Schreibtisch Jeremias, blies den Staub, der nirgend zu entdecken war, von den Büchern und Statuetten — es knickte jetzt Etwas entzwei — Eleonore hatte den alabasternen Adler, dem Ganymed zu trinken gibt, beschädigt. Weder Jeremias, noch Eleonore verloren ein Wörtchen darüber. Sie entfernte sich leise, schloß aber nicht die Thüre, weil ihr dieß, noch so still gethan, zu viel Geräusch gewesen wäre, und Jeremias blätterte ein Blatt im Buche um.

Jeremias wurde, wie er lange in sein Buch hineinstarrte, inne, daß es die Wahlverwandtschaften seien, die er vor sich habe, und diese direkte äußerliche Hinweisung auf seinen gegenwärtigen häuslichen Zustand wirkte heilsam auf ihn. Er erhob sich rasch, schritt an den Kamin, warf einige Scheiter in's Feuer, öffnete gleich darauf das Fenster und küstete das Hemd mit dem breiten weißen Kragen, der über den Rock gelegt hervorging. Dann wandelte er wieder unmutbig in der Stube auf und ab. Auf dem Piano lag eine Geige, über diese fuhr er, geistesabwesend, mit der flachen Hand, erschrock über den Ton und frug, der Thüre zueilend und dieselbe aufreißend, wild, ja beinahe zornig, in das anstoßende Zimmer hinein, ob das Kind schluchze und warum man der Kleinen Etwas zu Leide thue? „Sie spielt ordentlich im Flur, mein Jeremias!“ antwortete Eleonore mit sanftem Klang; „wer sollte ihr was zu Leide thun?“ Dieß Wort und die Weise, in der es gesprochen worden war, erquickte Jeremias in dessen tiefsten Tiefen. Er ließ sich von diesem Eindruck übermannen, seinem Weibe zuzurufen: „Out, gut, Venorchen!“ — „Nun, nun!“ waren die Laute, die jetzt als Erwiederung von Eleonore's Lippen absprangen. Jeremias fühlte in erneuertem, ungleich

gräßlicherem Schmerze das Fremde, das zwischen ihm und ihr hin- und herstrich, er ging in seine Stube zurück, schlug aber, weil das Element des Grimmes mit Einem Male heraufstieg, die Thüre so gewaltig zu, daß alle Scheiben klirren und Leuchter und Tassen zu zittern anfangen. Er brannte sich eine Zigarre an, stachelte sich in ewigem, krausem Selbstgespräch zur Erbitterung gegen sein Weib auf und setzte sich endlich, die Arme am Körper herabgesunken, vor den Flügel und brütete so fleißig, so ameisenhaft die Gedanken zusammentragend und die Stelle so eng pressend, bis ihm große dicke Thränen in den großen grauen Augen standen. Unwillkürlich spielte er nun: „Es ist bestimmt in Gottes Rath“ — und als das Lied zu Ende war, sagte er: „es ist gut Jeremias! In diese Welt kann denn doch Niemand hinein, um Verwirrung zu stiften, nicht einmal Gott!“

Eleonore hatte, als sie früher aus dem Zimmer ihres Mannes gegangen war, durch seinen Aublick und sein Wesen sich nur desto mehr innerlich von ihm entfernt. Es begann in ihr jene Dialektik der Schuldigen, welche das Schiefste gerade zu biegen versteht und jedes Schlimme, das die Brust gekirrt, als ein von unbekanntem Mächten Erzeugtes zu erklären trachtet. „Wer trägt die Ursache davon, frug sie sich, daß mir ein Mann außer meinem Gatten gefiel und daß ich den Eindruck nicht hinunter zu bannen vermag? Hät' ich den Ersten nicht eigentlich geliebt? denn wenn ein Zweiter mir den Frieden stiehlt, kann's dann nicht auch einmal ein Dritter? war ich auch glücklich bisher? Ja — du warst's, aber nur zum Schein — du wußtest es bloß nicht bis zu dem Augenblick, der ihn, — o, ich lieb' ihn nicht, er ist mir bloß werth, nicht einmal werth — er ängstigt mich — ich kann ohne ihn leben, doch er hindert mich im Gehen, wie ein Zweig, den mein Kleid nachschleift. Warum verlangte Jeremias nicht Aufrichtigkeit von mir, warum war er seltsam edel und kündigte der Magd den Dienst! Ich will solchen Stolz nicht, er ist ein erlogener! Schließt Jeremias die Pforte zu, durch die das Unheil hereinkam, so öffnet sich die Pforte wieder von selbst; er hätte sie noch weiter aufthun und mit mir den dunklen Gang durchschreiten sollen, dann erst wär' ich ruhiger geworden. Er überläßt mich meiner eigenen Tugend — ich sehe sie aber nur — gerechter Gott! — und glaube nicht an sie. — Und worin besteht mein Verbrechen? daß der Prinz mich einige Classen begleitete und mir eine Blume reichte — oder erfand die Magd schändliche Verleumdungen?“

In diesem Moment ritt der spanische Prinz an dem Hause Eleonore's vorüber und sie kauerte sich hinter den breiten Schrank und klammerte sich an ihn an. „Wenn er nur schneller ritte, da er nun sieht, daß ich nicht an's Fenster kommen will — er ist zudringlich!“ hauchte sie schmelzend hin — und das gelbe Antlitz des Spaniers, mit den schmachtenden Augen eines Germanen, kroch aus dem Nichts hervor und kletterte, wie ein von Fackeln beschienener Schatten an der Seite des Schanks, den Eleonore's brennende Wangen berührten. Die Hausthüre öffnete sich jetzt draußen

und fiel ins Schloß — ihr Gatte war fortgegangen. „Er hat dich nicht eines Lebens gewürdigt!“ sagte sie laut und bestimmt, indem sie sich aufriffte und das Zimmer mit schnellen Schritten durchmaß. „Und du warst indes deiner Weibestreue eingedenk und eiltest nicht zum Fenster, wie Andere gethan hätten. Nur ein Mal will ich ihn noch sprechen“ — murmelte sie, wie gleichgültig, „das ist kein Unrecht — gewiß kein allzu Schweres.“

Während sie Licht entzündete, sich ankleidete und auf die verweinte Magd, die ihr dabei behilflich war, schweigend und verachtend niedersah, lief die Kleine ein und aus, frante fest in der Lade der Mutter herum, ergriff, die Agonie der sonst strengen Eleonore sich zu Nutzen machend, Bänder und Spitzen, wie sie dem Kinde unter die Finger kamen, so daß das Töchterchen im Sommeranzug vor der Mutter stand und dem Januar, der heute eiserne sein frostiges Recht übte, Hohn zu lächeln schien. „Du bist verrückt“, sagte die Mutter, als sie schon zum Weggehen bereit im Flur sich befanden, „nimm schnell Dein Pelzchen über und erwarte morgen Deine Strafe!“

(Schluß folgt.)

Der Maulwurf vom landwirthschaftlichen Standpunkte aus betrachtet.

Wer kennt nicht den kleinen Philosophen, der in aller Zurückgezogenheit seine bescheidene Wohnung unter der Oberfläche unserer Gärten und Felder aufgeschlagen hat! Er läßt sich gar selten am Tageslichte sehen, als ob er nur zu gut einsehe, wie tiefmütterlich ihn die Natur mit äußern Reizen und Vorzügen ausgestattet. Er hat kleine Augen, man möchte beinahe sagen, nur ein Paar dunkle Flecken statt derselben, mit sehr untergeordnetem Organismus; sein Gesicht — wenn man eine verhältnißmäßig lange Schnauze mit einem hornartigen Vorsprung so nennen darf — ist wunderlich anzusehen, seine Gliedmaßen sind plump und kurz, seine Bekleidung rauh und haarig; und trotz all' dieser Nachtheile ist er doch mit seinem Loose zufrieden, murrst nie gegen das Geschick. Ueber jedes Lob erhaben, weiß er mit dem ihm eigenen praktischen Verstande die wenigen Vortheile bestmöglichst auszubenten, die seine Lage mit sich bringt, wohl begreifend, daß er nicht gemacht ist, auf der Oberwelt eine Rolle zu spielen. — Auf seine unterirdische Behausung, auf seine nächtliche Arbeit angewiesen, trachtet er seine starken Arme, seine schwieligen Hände, seine scharfen Ohren und seine feine Nase nach Möglichkeit zu verwerthen, und bohrt und gräbt nach Insekten und Würmern, um sein nacktes Leben zu fristen. Lange tunnelartige Gänge, die er hinter sich läßt, zeigen von seiner Geschicklichkeit und Ausdauer.

Die Landleute von ehemals bis auf die neueste Zeit verfolgten und versolgen noch diese kleinen Mineurs mit unerbittlicher Wuth, wehe dem Unglücklichen, der ihnen in Wurf

kam, ein schmachvoller Tod erwartete ihn; förmliche Kreuzzüge wurden organisiert, um diese verhaßte Raze auszurotten.

Wie ganz anders dürfte sich das in nicht zu fernher Zeit gestalten! Viele rationelle Landwirthe fangen jetzt schon an, dem Maulwurfe im Stillen Abbitte zu thun, sie sehen in ihm nicht mehr das verhaßte Thier, was ihnen irrtümlich so vielen Schaden verursachte, sondern den Meister, dem sie noch so Manches nachzumachen haben, der sie auf neue Ideen gebracht, sie sehen nach der fein zerriebenen Erdkruste, die er bei seinen unterirdischen Arbeiten aufwirft und sinnen auf Mittel, wie auch sie diesen Zermalmungsprozeß im großartigsten Maßstabe auf ihre Felder übertragen könnten.

Nach dem eben Gesagten fragt es sich nun, wie ist das Vorgehen des Maulwurfs dem Prinzip nach auf die landwirthschaftliche Kultur anwendbar? — Der eigentliche Nahrungstoff des vegetabilen Lebens liegt in der Luft und im Wasser, diese beiden dürfen aber nicht in reinem Zustande sein: das Wasser muß eine gewisse Menge salziger und ammoniakalischer Theile enthalten, die Luft muß geschwängert sein von jenem schweren kohlen-sauren Gase, das von den animalischen Lungen ausgeathmet wird. Wasser und Luft sind, streng genommen, nur Nahrungstoffleiter, an und für sich sind sie nicht nährend, man hält sie nur dafür, weil im Allgemeinen die nährenden Atome, die sie mit sich führen, für unsere Sinne nicht wahrnehmbar sind. Pflanzen sind an die Scholle gebunden, sie können nicht wie die Thiere ihrer Nahrung nachgehen, diese muß ihnen also zugeführt werden. Der Regen, der in den porösen Boden eindringt, löst die salzigen und ammoniakalischen Theile, die er da findet, auf, und bringt sie durch die Wurzelsafern nach dem Innern der vegetabilischen Strukturen. Die Luft nimmt die kohlen-sauren Substanzen in Gasform auf, und bläst sie in die, an der Oberfläche der Blätter vertheilten Poren. Eine verdünnte Auflösung von Salzen wird durch die Wurzeln aufgesogen, eine Menge Blätter brechen hervor, und durch Myriaden von Mäulern wird der Kohlenstoff eingeathmet. An den Boden wird keine weitere Anforderung gestellt, als daß er eine hinlängliche Quantität salziger und ammoniakalischer Stoffe liefere, die durch das Wasser gelöst und fortgeführt werden können, und daß er möglichst locker und porös sei, damit das Wasser und die zarten Wurzeln sich leicht durcharbeiten können. In der ältern Bewirthschaftung wurde die Kraft des Bodens einzig und allein damit erhalten, daß man ihn gut düngte, doch mit andern Worten, daß man die, in dem Dünger enthaltenen salzigen, ammoniakalischen und kohlen-sauren Stoffe unterackerte. Seit aber Professor Liebig bewiesen hat, daß der größte Theil der Kohlen-säure nicht durch die Wurzeln, sondern durch das Laub den Bäumen und Pflanzen zugeführt wird, ist man zur Ueberzeugung gekommen, daß sich in der Bestellung der Felder eine große Oekonomie machen ließe. Wenn Hunderte und Tausende Fuhren Stall-dünger untergeackert werden, so kommen doch nur so viele Zentner kohlen-sauren Stoffes dem Boden zu gute. Man ist also auf die Idee gekommen, sich anstatt

des so voluminösen Düngers, eines konzentrirten salzig ammoniakalischen zu bedienen, und in allerneuester Zeit ist Professor May noch weiter gegangen; er behauptet, der Boden brauche durch viele Jahre gar keine Düngung, und selbst dann nur eine leichte Ueberkleidung von salzigen Materien. Seiner Ansicht nach ist der Lehm größtentheils nur aus Bestandtheilen zusammengesetzt, welche eine besondere Anziehungskraft auf die flüchtigen, scharfen ammoniakalischen Stoffe ausüben, mit denen die Luft geschwängert ist. Diese Stoffe, welche das vegetabilische Leben bedingen, werden dem Boden durch die Luft zugeführt, sowie die kohlenfauren Stoffe den Bäumen und Pflanzen durch das Laub und die Blätter, die atmosphärische Luft ist also der eigentliche Ernährungsbehälter, und der Boden spielt nur eine sehr untergeordnete Rolle. Außer seiner Substanz ist er bei dem ganzen Produktionsprozeß nur mit einem kleinen Perzent von salzigen und erdartigen Stoffen theilhaftig, die beim Verbrennen der vegetabilischen Gebilde als Asche zurückbleiben. Selbst der ärmste Boden enthält genug salzige Ingredienzien für mehrere reichliche Ernten. Aus den angeführten Daten folgt nur, daß es bei Erzielung eines ergiebigen Ertrages hauptsächlich darauf ankommt, die oberste Erdschicht möglichst locker und fein gerieben zu erhalten. Man bearbeite den Boden so, daß alle Theile seiner Substanz mit der Luft in Berührung kommen, und er wird seine Produktionsfähigkeit durch eine Reihe von Jahren beibehalten. Wenn des verehrten Herrn Professors Ansichten richtig sind, so könnte man ohne alle Düngung Jahr für Jahr auf eine gute Ernte rechnen, vorausgesetzt, es werde immer die nöthige Sorge und Arbeit darauf verwendet, daß die Luft auf die Substanz des Bodens in allen ihren kleinsten Theilen einwirken könne.

Wenn es sich nun, um zu einem solchen Resultate zu gelangen, hauptsächlich darum handelt, eine verbesserte, bis aufs höchste gebrachte Pulverisirung des Bodens zu erzielen, dann steht freilich ein großer Umsturz aller bis jetzt bekannten Bodenlockerungs-Werkzeuge in Aussicht. Der Pflug, wie er noch besteht, ist nur ein rohes Werkzeug, dessen Erfindung in eine Zeit fällt, die sich mit einer rationellen Landwirthschaft noch wenig befaßte. Der Spaten hebt die Erdscholle auf, legt sie um, und läßt sie als gelockerte Schichte liegen. Die Pflugschar drückt einen Theil nieder, während sie einen andern lockert und ihn umwendet.

Augenscheinlich ist, wo es angeht, die Bearbeitung des Bodens mit dem Spaten dem Pflügen weit vorzuziehen, aber in einer Zeit, wie die unsrige, wo die Arbeit so theuer ist, kann an eine solche Bestellung der Felder nicht einmal gedacht werden. Die Aufgabe unserer Zeit, mit Hinblick auf landwirthschaftliche Zwecke, wäre also, ein Agens zu finden, das in sich selbst die Geschicklichkeit des Menschen mit der Kraft des Thieres verbände, oder mit andern Worten, die animalische Arbeit durch eine mechanische ersetze: der Dampf, dieser unerwähnte, so sehr in Anspruch genommene Sklave der Neuzeit dürfte wohl wieder berufen sein, den Landwirthen auch in dieser Richtung hin unter die Arme zu greifen. Er muß aber, um dem Zwecke zu entsprechen, nicht ganz einfach dem Pfluge vorgespannt werden, wie gar Viele der Meinung waren und sind, er wäre da eben so wenig an seinem Platze, wie das Pferd beim Umgraben. Der Dampf wirkt am besten, wenn der Widerstand, der ihm entgegengestellt wird, in einer kreisförmigen Bewegung zu bewältigen ist. Der Dampf-Kultivator (wenn wir das neue landwirthschaftliche Instrument so nennen wollten) müßte ganz die Gestalt eines Lokomotives haben, und einen rotirenden Zylinder mit eisernen Klauen nach sich ziehen. Die Maschine

eröffnet nun bei ihrer Bewegung nach vorwärts die Laufgräben, wie der Maulwurf seine Höhlgänge und verschüttet sie wieder mit der, durch die Bewegung des Zylinders, resp. der daran angebrachten klauenartigen Vorrichtung, zu Pulver verriebenen Erdscholle, gerade so wie es unser kleiner Mineur macht, der auch die Erde hinter sich wirft, die er mit seinen Klauen aufgekratz hat. Vielleicht erleben wir die Ausführung und Anwendung eines solchen Dampfmaulwurfes recht bald!

Die Krugpflanze und die Kompaßblume.

Die Krugpflanze findet sich in großer Fülle in den steinig, dürrn und unfruchtbaren Theilen der Insel Java, aus welchen, wenn diese nicht ein vegetabilisches Wunder hätten, die kleinen Vögel und vierfüßigen Thiere alle auszuwandern genöthigt wären, wegen Wassermangels. Unten an dem Stengel jedes Blattes befindet sich ein kleiner Saß, gerade wie ein Krug geformt, mit einem Deckel versehen und eine Art Klappe, welche sich über der Handhabe des Kruges erhebt und denselben mit dem Blatte in Verbindung setzt. Diese Klappe ist eine starke Faser, welche sich zusammenzieht bei regnerischem Wetter, und wenn der Thau fällt. So werden zahllose kleine Becher mit süßem, frischem Wasser gefüllt und bieten einen köstlichen Trank, sowohl den winzigen Thierchen, welche an den zarten Zweigen hinanklimmen, wie einer mannigfaltigen Menge geflügelter Besucher; kaum ist aber die Wolke vorübergezogen, und die Sonne wieder mit ihren warmen Strahlen am Firmament erschienen, so fängt die schirmende Faser an, sich auszubreiten, und den Becher so fest zu verschließen, daß jede Verdunstung verhindert und der Inhalt bewahrt wird, bis ihn das Bedürfniß eines andern Tages erheischt. — Kompaßblume ist der Name einer in den Prairien von Texas entdeckten Pflanze, welche unter allen klimatischen Verhältnissen, Regen, Frost, Sonnenschein, beständig nach Norden sich wendet, und abgesehen von ihrer wissenschaftlichen Merkwürdigkeit vielleicht von Bedeutung für die Schiffahrt werden kann.

Literatur.

Von der bei Friedrich Manz in Wien erscheinenden Taschenausgabe der österr. Gesetze ist so eben der erste Band, umfassend die Gesetze und Vorschriften für Gewerbe-, Fabriks- und Handels-Unternehmungen ausgegeben worden. Dieser Band enthält: 1. Gewerbeordnung, 2. Privilegiengesetz sammt Vollzugsvorschrift, Marken- und Musterungsgesetz, Haarpatent, Gesetze über Firmaprotokollirung, Vereinsgesetz; 3. Wechselordnung, Verfahren in Wechselsachen, Börseordnung, Gesetz für Warenbörsen und Warensensale, Gesetz über das Vergleichsverfahren, sammt allen zu diesen Gesetzen erschienenen nachträglichen Verordnungen, und ist durch zweckmäßige ausführliche alphabetische Register für den praktischen Gebrauch sehr gut eingerichtet. Ein besonderer Vorzug dieser Sammlung ist nebst dem außerordentlich billigen Preise (brochirt 80 Nkr., hübsch in engl. Leinwand gebunden fl. 1.20 Nkr.), daß alles Ueberflüssige und durch die neue Gewerbeordnung Aufgehobene weggelassen wurde, und daß auch jedes der drei einzelnen Bändchen separat zu haben ist.